Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Artikel: Woran ich Glaube
Autor: Forster, E.M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758488

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WORAN ICH GLAUBE

VON E. M. FORSTER

Eigentlich halte ich nichts vom Glauben. Ich bin, sozusagen, nicht glaubensgläubig. Aber wenn man in einem Zeitalter der Gläubigkeit lebt, in dem so viele kämpferische Bekenntnisse auf einen einstürmen, fühlt man sich aus reiner Notwehr gezwungen, sein eigenes Glaubensbekenntnis zu formulieren. Duldsamkeit, ein natürliches Wohlwollen und menschliche Anteilnahme reichen offenbar nicht mehr aus in einer Welt, durch die der Riß von Religionsverfolgung und Rassenhaß geht, wo der Ungeist herrscht und wo die Wissenschaft, die herrschen sollte, sich zum diensteifrigen Zuhälter hergibt.

Duldsamkeit, Wohlwollen und Anteilnahme sind es freilich, auf die es im Grunde ankommt, und wenn die Menschheit nicht wirklich Schiffbruch leiden will, dann müssen sie sich bald geltend machen. Nur jetzt gerade reichen sie anscheinend nicht aus. Ihre Wirkungskraft gleicht der einer zertrampelten Blume unter einem Soldatenstiefel. Sie müssen gestärkt werden, so wie eine Hemdbrust, auch wenn das Verfahren sie vergröbert. Der Glaube ist eine Art geistigen Stärkemehls, das so sparsam wie möglich zugesetzt werden sollte. An seinen Eigenwert glaube ich überhaupt nicht. In meiner Welt sind Erasmus und Montaigne die Gesetzgeber, nicht Moses und der heilige Paulus. Mein Tempel steht nicht zu Jerusalem auf dem Berge Moriah, sondern in jenen elysischen Gefilden, in denen sogar die unmoralischen Geister Einlaß finden.

Aber wie dem auch sein mag, ich lebe in einem Zeitalter der Gläubigkeit. Als ich noch jung war, wurde so etwas immer angepriesen und angeraten, aber in Wirklichkeit ist's verdammt ungemütlich. Aber ich muß mich irgendwie drin zurechtfinden. Womit soll man anfangen?

Mit den menschlichen Beziehungen. Da haben wir doch etwas verhältnismäßig Feststehendes in einer von Grausamkeit und Gewalt geschüttelten Welt. Freilich nichts absolut Feststehendes; denn die Seelenkunde hat den Begriff der Persönlichkeit erschüttert und zerbröselt und uns gezeigt, daß in uns allen etwas Unberechenbares lebt, das jeden Moment an die Oberfläche kommen und unser normales seelisches Gleichgewicht über den Haufen werfen kann. Wir können uns gar nicht wirklich kennen. Wir können andere Leute gar nicht

wirklich kennen. Wie können wir denn da unser Vertrauen auf menschliche Beziehungen setzen, wie können wir uns in politischen Ungewittern daran klammern?

Theoretisch können wir das nicht. Aber praktisch können und tun wir es. Wer überhaupt leben will, muß die Persönlichkeit als einen festen Wert und das Ich als eine Einheit begreifen und muß daran festhalten, trotz aller Beweisgründe, die dagegen sprechen. Nun, Beweisgründe ignorieren ist einer der Wesenszüge des Glaubens, und ich für mein Teil muß nun einmal bekennen, daß ich an menschliche Beziehungen glaube.

Von hier aus gelingt es vielleicht, ein wenig Ordnung in das Chaos unserer Zeit zu bringen. Wenn man sein Leben nicht ganz verpfuschen will, muß man Menschen zugetan sein und ihnen vertrauen, darum kommt alles darauf an, daß sie einen nicht im Stich lassen. Oft tun sie's doch. Die Nutzanwendung davon ist, daß ich selbst menschlich so zuverlässig wie möglich sein muß; und ich versuche auch wirklich, es zu sein. Aber menschliche Verläßlichkeit ist keine Vertragsangelegenheit. Es ist eine Angelegenheit des Herzens, und das Herz unterschreibt keine Akten. Anders gesagt, menschliche Verläßlichkeit ist unmöglich ohne Herzenswärme. Die meisten Menschen besitzen sie, aber oft haben sie Pech, und ihr Herz erkaltet.

Heutzutage gehört es zum guten Ton, menschliche Beziehungen zu verachten. Man hat sie zum bürgerlichen Luxus zu rechnen, zu den Früchten einer Schönwetterperiode, die nun vorüber ist, und man rät uns, uns solcher Dinge zu entledigen, und uns statt dessen einer Bewegung oder einer Idee zu verschreiben. Ich hasse den Gedanken, für eine Idee zu sterben, und würde ich jemals vor die Wahl gestellt, entweder mein Vaterland oder meinen Freund zu verraten, so hoffe ich, daß ich genug Courage im Leibe hätte, nicht meinen Freund zu verraten. Diese Entscheidung schockiert wahrscheinlich den lesenden Zeitgenossen —, vielleicht geht er sofort ans Telephon, um die Polizei zu rufen. Dante dagegen hätte kein Aergernis genommen. Dante hat Brutus und Cassius in den untersten Höllenkreis versetzt, weil sie lieber ihren Freund, Julius Cäsar, als ihr Vaterland, Rom, verrieten.

Und so komme ich auf die Demokratie zu sprechen — «das heißgeliebte Gemeinwesen». Genau genommen ist die Demokratie kein heißgeliebtes Gemeinwesen und wird's auch nie sein. Aber sie ist weniger hassenswert als andere Staatsformen unserer Zeit, und darum verdient sie unsere Gefolgschaft. Sie geht immerhin davon aus, daß der Einzelne wichtig ist und daß alle möglichen Menschenarten zu einer Kultur gehören. Sie teilt die Bürger nicht in solche ein, die treten dürfen und solche, die getreten werden, wie es die Regierungssysteme gern tun, bei denen alles auf reibungsloses Funktionieren abgestellt ist.

Die Menschen, für die ich am meisten übrig habe, sind feinfühlige Naturen, die schöpferisch sein wollen oder Entdeckungen machen und für die das Leben nicht bloß ein Kampf um die Macht ist; diese Art Leute haben mehr Chancen in einer Demokratie als irgendwo sonst. Sie stiften Religionen — große oder kleine — oder sie leisten etwas in Dichtung oder bildender Kunst oder treiben voraussetzungslose Wissenschaft, oder sie sind vielleicht auch sogenannte Alltagsmenschen, die in ihrem Privatleben schöpferisch werden, zum Beispiel ihre Kinder anständig erziehen oder ihren Nächsten helfen. Alle diese Leute müssen ihr eigenes Wesen zum Ausdruck bringen können, und das können sie eben nur, wenn ihnen die Gesellschaft die Freiheit dazu gönnt. Die Demokratie ist die Gesellschaftsordnung, die ihnen am meisten Freiheit gönnt.

Die Demokratie hat noch ein anderes Verdienst. Sie gestattet das Kritisieren, und wo es kein öffentliches Kritisieren gibt, da geht es nicht ohne vertuschte Skandale ab. Das ist auch der Grund, weshalb ich an den Wert der Presse glaube, trotz all ihrer Lügen und Mängel, und an den Wert des Parlaments. Das Parlament wird zuweilen als Quatschbude abgetan. Nun denn, ich glaube an den Wert des einfachen Abgeordneten, der keine Ruhe gibt. Er steckt eine Abfuhr nach der anderen ein, er muß sich sagen lassen, daß er verschroben oder falsch informiert sei, aber dabei stellt er doch Mißbräuche bloß, die sonst niemand erwähnt hätte; und es kommt oft vor, daß ein Mißbrauch abgestellt wird, nur weil er überhaupt diskutiert wurde. Es kommt auch hie und da bei uns vor, daß ein Beamter mit den besten Absichten aus lauter Ordnungsfimmel den Verstand verliert und sich für den Herrgott selber hält. Aber früher oder später kommt es doch zu einer Anfrage im Parlament und die Herrschaften müssen wieder lernen, sich zu benehmen. Ob das Parlament eine repräsentative oder gut funktionierende Volksvertretung ist, mag fraglich sein; aber ich halte etwas davon, weil dort kritisiert und geredet wird und weil die Berichterstattung den sogenannten Quatsch weiterverbreitet.

Aber wie verhält sich's mit der Gewalt? Während wir da versuchen, feinfühlig und fortschrittlich und liebevoll und duldsam zu sein, taucht plötzlich die peinliche Frage auf: Beruht nicht jede Gesellschaftsordnung auf Gewalt? Wenn eine Regierung sich nicht auf die Polizei und das Heer stützen kann, wie kann sie dann ihren Willen durchsetzen? Und wenn einer eins über den Kopf kriegt oder in ein Arbeitslager gesteckt wird, was zählt da noch seine Gesinnung?

Dieses Dilemma macht mir persönlich weniger Sorgen als anderen. Ich weiß wohl, daß alle Gesellschaft auf Gewalt beruht. Aber alle wirklich schöpferischen Taten wie alle anständigen menschlichen Be-

ziehungen spielen sich doch zwischendurch ab, während die Gewalt im Hintergrund bleibt. Auf diese Zwischenzeiten kommt es an. Ich möchte, daß sie so häufig und so lang wie möglich sein sollen, und ich bezeichne sie mit dem Worte «Kultur».

Es gibt Leute, die die Gewalt idealisieren und anbeten, statt sie solange wie möglich im Hintergrund zu lassen. Ich halte das für falsch, und ich glaube, daß sich ihre Gegner, die Mystiker, vielleicht noch mehr irren, wenn sie die Existenz der Gewalt einfach leugnen. Ich glaube an ihre Existenz, und ich glaube, daß es zu unseren Aufgaben gehört, sie an der Kette zu halten. Früher oder später reißt sie sich doch los, und dann zerstört sie uns und all die schönen Dinge, die wir gemacht haben. Aber sie ist nicht lange los, und zwar, weil die Starken glücklicherweise so dumm sind.

Man muß sich nur einmal ansehen, wie sie sich im Nibelungenring aufführen. Dort haben die Riesen das Gold, mit anderen Worten, die Kanonen, aber sie fangen gar nichts damit an, es ist ihnen gar nicht klar, daß sie allmächtig sind; nur darum verzögert sich die Katastrophe, und Walhalla, die herrliche und gar nicht feste Burg, trotzt den Stürmen durch Generationen. Unten ringelt sich Fafner um den Hort, schimpft und brummt — wir in Europa konnten ihn schon längst hören —; schon erzittern die Blätter des Waldes und ertönen ungehört die Warnungsrufe des Vogels. Fafner will uns vernichten, aber dank einer glücklichen Fügung ist er dumm und langsam von Begriff, und dicht außerhalb der Reichweite seines Gifthauches geht die schöpferische Tätigkeit noch ihren Gang. Der Nietzscheaner möchte das Ungeheuer antreiben, der Mystiker leugnen, daß es existiert; Wotan jedoch, der weiser ist als beide, beeilt sich, Kriegerinnen zu erschaffen, ehe das Unheil seinen Lauf nimmt. Die Walküren symbolisieren nicht nur den Mut, sondern auch den Verstand. Sie verkörpern den Menschengeist, der seine Stunde wahrnimmt, derweil es noch Tag ist — eine von ihnen findet sogar Zeit zur Liebe. Brünhildes letztes Lied besingt die Wiederkehr der Liebe, und da die Kunst das Vorrecht der Uebertreibung hat, geht sie sogar so weit, die Liebe zu künden, die da triumphiert in Ewigkeit und sich von Freiheit und Menschenleben nährt.

So also halte ich's mit der Gewalt und ihrer Macht. Ich schaue nicht hin, bis mich das Schicksal ereilt. Ob das in meinem eigenen Fall eine Sache des Muts oder der Feigheit ist, kann ich nicht wissen. Ich weiß nur, daß heute nichts Wertvolles übrig wäre, wenn es früher nicht Menschen gegeben hätte, die nicht hingeschaut haben. Die Leute, die ich am höchsten achte, sind die, die so tun, als wären sie selbst unsterblich und die Gesellschaft ewig. Beides ist falsch — beides müssen wir für wahr halten, wenn wir fortfahren wollen zu essen, zu arbeiten und

zu lieben und einige Luftlöcher für den menschlichen Geist offenzuhalten, damit er nicht erstickt.

Es sieht nicht danach aus, als ob ein Tausendjähriges Reich für die Menschheit anbräche. Keine Form des Christentums und keine Alternative zum Christentum wird der Welt den Frieden und dem Einzelnen Gesundung bringen; keine innere Wandlung wird eintreten. Und doch brauchen wir nicht zu verzweifeln, ja wir können gar nicht verzweifeln; die Geschichte beweist uns, daß zu allen Zeiten Menschen ihr Recht auf schöpferische Tätigkeit geltend gemacht haben, auch unter dem Schatten des Schwertes, und daß wir gut daran täten, ihrem Beispiel unter dem Schatten der Flugzeuge zu folgen.

Natürlich gibt es da noch die Heldenverehrung, die uns von mancher Seite so begeistert als ein Allheilmittel angepriesen wird. Aber die kann uns nicht helfen. Heldenverehrung ist ein gefährliches Laster, und es gehört zu den kleineren Vorzügen der Demokratie, daß sie ihm keinen Vorschub leistet und nicht jene ungebärdigen Zeitgenossen hervorbringt, die man Große Männer nennt. Statt dessen produziert sie verschiedene Typen kleiner Männer, und das ist eine viel großartigere Leistung. Nur die Leute, denen die Vielfalt des Lebens ganz egal ist und die selbst keine Ahnung haben, worauf sie eigentlich hinauswollen, sind damit unzufrieden und sehnen sich nach einem Helden, vor dem sie sich beugen können und dem sie blindlings Gefolgschaft leisten dürfen.

Es ist bezeichnend, daß Helden heutzutage zu den ständigen Theaterrequisiten der Diktaturen gehören. So wie die Hausfrau einen schlechten Kuchen, um ihn genießbar zu machen, mit Rosinen garniert, so soll den Gleichschaltungssystemen der fade Geschmack durch Zusatz von ein paar Helden genommen werden. Ein Held obendrauf und je ein kleinerer zu seinen Seiten ist ein beliebtes Arrangement, und Angstmeier und Fadiane fühlen sich beim Anblick solch einer Dreifaltigkeit getröstet und feierlich erhoben, wenn sie sich verneigen.

Nein, ich mißtraue den Großen Männern. Sie bewirken eine Wüste von Uniformität rings um sich und oft eine Blutlache obendrein, und ich empfinde immer die Schadenfreude des kleinen Mannes, wenn sich die Großen blamieren. An Adel, andererseits, glaube ich — vorausgesetzt, daß das das rechte Wort ist und daß ein Demokrat es verwenden darf. Nicht an einen Machtadel, der auf Rang und Einfluß beruht, sondern an einen Adel der Feinfühligen, der Rücksichtsvollen, der Couragierten. Mitglieder dieses Adels gibt's in allen Völkern und Klassen und allen Zeiten, und wo sie einander begegnen, finden sie sich in heimlichem Einvernehmen. Sie verkörpern die wahre menschliche Tradition, den einzigen dauernden Sieg unserer sonderbaren Spezies über Grausamkeit und Chaos. Tausende von ihnen versinken

namenlos; einige wenige tragen berühmte Namen. Ihre Feinfühligkeit bezieht sich auf andere, nicht nur auf sie selbst; sie sind rücksichtsvoll, ohne viel Geschichten zu machen, ihre Courage ist nicht Kraftprotzerei, sondern Leidenskraft, und sie können Spaß vertragen.

Ich gebe keine Beispiele — so was ist immer riskant —, aber der Leser mag sich doch einmal überlegen, ob das der Typus ist, den er gerne kennen und ob er selbst so sein möchte, und, wenn er mir noch ein Stück weiterfolgen will, ob es ihm auch lieber wäre, daß der Typus nicht der des Asketen sei. Ich für meinen Teil hab' nichts für Askese übrig. Ich halte es da mit dem alten Schotten, der für weniger Moral und bessere Manieren war. Ich kann nicht finden, daß meine Adeligen von wirklichem Adel wären, wenn sie ihren Leib kasteiten; denn der Leib ist nun einmal das Instrument, durch das wir die Welt erfassen und genießen. Andererseits bestehe ich nicht unbedingt auf diesem Punkt. Er ist nicht gar so wichtig. Es ist möglich, feinfühlig, rücksichtsvoll und couragiert zu sein und obendrein ein Asket, und wenn einer nur die ersten drei Qualitäten hat, so ist es mir auch recht.

Da ziehen sie nun hin — ein unbesiegbares Heer, und doch kein siegreiches. Der Adel, die Auslese, die Auserwählten, die Besten — alle die Worte, die sie bezeichnen sollen, gehen daneben, und alle Versuche, sie zu organisieren, scheitern. Immer und immer wieder hat die Macht ihren Wert erkannt und versucht, sie einzufangen und nutzbar zu machen: als ägyptische Priesterschaft oder als christliche Kirche oder chinesische Beamtenschaft oder bündische Bewegung oder sonst irgendeine ehrenwerte Gschaftelhuberei. Aber sie schlüpfen durch die Maschen, und weg sind sie. Wenn man die Türe zumacht, sind sie nicht mehr im Zimmer; ihr Tempel, wie einer von ihnen gesagt hat, ist das Allerheiligste des Herzens, und ihr Reich, ob sie es auch niemals besitzen, ist die weite, offene Welt.

Solange sich noch solche Leute in der Welt herumtreiben, und solange sie einem fortwährend über den Weg laufen, wenn man nur Augen hat zu sehen und Hände zu fühlen, kann das Experiment unseres irdischen Daseins nicht wohl als mißlungen abgetan werden. Wohl aber kann man es als Tragödie ansehen, wobei die Tragik darin besteht, daß noch kein Mittel erfunden wurde, diese private Anständigkeit auf die Politik zu übertragen. Sobald der Mensch Macht bekommt, rutscht er ab, und oft kriegt er auch noch einen Knacks; denn der Besitz der Macht hebt ihn in eine Sphäre, in der er ehrlich gewiß nicht am längsten währt.

Der Zeitungsverkäufer vor dem Parlament zum Beispiel kann beruhigt, wenn er auf ein Glas Bier geht, seine Zeitungen liegenlassen; er legt nur seine Mütze daneben und kann sich darauf verlassen, daß jeder, der sich eine Zeitung nimmt, eine Münze hineinwirft. Aber die

Männer, die im Parlament drinnen sind, die können sich nicht so aufeinander verlassen, und die Regierung, der sie angehören, kann anderen Regierungen noch viel weniger trauen. Da gibt's keine Mützen am Gehsteig, sondern Verdacht, Betrug und Wettrüsten.

Der zukünftige Erlöser, wenn er jemals kommt, wird kein neues Evangelium predigen. Er wird einfach meinen Adel zu nützen verstehen; er wird den guten Willen und den guten Mut, den es schon gibt, wirksam machen; anders gesagt, er wird eine neue Methode einführen. In der Wirtschaft, so sagt man, bedürfte es nur neuer Verteilungsmethoden, um die Armut abzuschaffen und zu verhindern, daß irgendwo die Menschen verhungern, während anderswo die Ernte untergepflügt wird. Auf dem Gebiet der Ethik und Politik bedarf es ähnlicher Neuerungen.

Die Sehnsucht danach ist alt genug. Jacopone da Todi zum Beispiel hat sie vor über sechshundert Jahren in theologische Begriffe gekleidet: «Ordina questo amore, O tu che mi ami», sagt er («O du, der du mich liebst, bring Ordnung in diese Liebe!»). Sein Gebet wurde nicht erhört, und ich glaube nicht, daß es je erhört werden wird; aber dies, und nicht eine seelische Umkehr, ist wahrscheinlich unser Ausweg. Nicht durch Besserung, sondern durch die rechte Verteilung und Ordnung seiner eingeborenen Güte wird es dem Menschen gelingen, die Gewalt an die Kette zu legen und so Zeit zu gewinnen, das Universum zu erforschen und sich ein würdiges Denkmal darin zu setzen.

Die Orthodoxen behaupten, daß nur das Christentum solch eine Wende bringen könne und daß sie kommen werde, wenn Gott die Zeit für erfüllt hält; sie sagen, daß der Mensch es nie vermocht hat und nie vermögen wird, seine eingeborene Güte zu organisieren und daß es eine Vermessenheit sei, so etwas zu versuchen. Diese Behauptung läßt mich kalt. Ich kann nicht glauben, daß das Christentum jemals mit der verpfuschten Welt der Gegenwart fertig werden wird. Es war einmal eine geistige Macht, aber das Geistige, das es beseelt, bedürfte neuer Prägung, wenn es wieder, wie einst, die Wogen glätten soll, und zwar wahrscheinlich in außerchristlicher Form.

Dies sind die Betrachtungen eines Individualisten, eines Liberalen, der es erleben mußte, daß er den Boden des Liberalismus unter den Füßen verlor und der sich dessen zunächst schämte. Dann sah er um sich und entschied, daß kein besonderer Grund zur Scham vorlag, da andere Menschen, was immer ihre Gesinnung war, sich nicht sicherer fühlten. Und was den Individualismus betrifft — aus dem scheint es keinen Ausweg zu geben, selbst wenn man einen finden möchte. Der Diktator-Held kann seine Untertanen zermahlen und schleifen, bis sie alle gleich sind, aber er kann sie doch nicht zu einem Menschen verschmelzen. Er kann ihnen Einigkeit befehlen, er kann sie in eine

rasende Masse verwandeln, aber er kann nichts dagegen tun, daß sie einzeln geboren werden und einzeln sterben, und dank dieser unvermeidlichen Endstationen werden sie immer wieder auf der totalitären Linie entgleisen.

Die Erinnerung an seine Geburt und die Erwartung des Todes lauert immer tief drin im Menschenwesen, trennt ihn von seinen Mitmenschen, und macht ihn unfähig, sich ihm ganz zu erschließen. Nackt kam ich in diese Welt und nackt gehe ich aus ihr heraus! So ist es, und es ist gut so, denn es gemahnt mich daran, daß ich auch jetzt unter meinem Hemd nackt bin. Solange die Psychologen und Biologen nicht imstande sind, uns noch gründlicher umzukrempeln als es einstweilen möglich erscheint, bleibt das Individuum intakt, und wir müssen uns alle damit abfinden, daß wir nun eben Individuen sind, und uns aus dieser heiklen Affäre ziehen, so gut wir können.

Nachschrift der Redaktion: E. M. Forster, der Verfasser des Meisterwerkes: «A Passage to India», ist neben T. S. Eliot Englands bedeutendster lebender Schriftsteller. Sein Ruhm ist heute allgemein geworden, nachdem seine wenigen Bücher lange nur von einer geistigen Elite geschätzt worden sind. Auch wer nicht allen Gedanken zustimmt, die E. M. Forster in seinem hier wiedergegebenen Aufsatz vertritt, wird erkennen müssen, daß sie eine typische Seite des englischen Geistes repräsentieren, und daß der skeptische Liberalismus Forsters das gleiche menschliche Ziel im Auge hat wie der christliche Humanismus von T. S. Eliot.